

Platon oder Pinker? Oder: Bedeutung und Bedeutung

Irina Block & Dietrich Dörner

Institut für Theoretische Psychologie, Otto-Friedrich-Universität Bamberg

ZUSAMMENFASSUNG¹

In der kognitiven Psychologie nimmt eine formale Theorie der Bedeutung einen großen Raum ein, die besagt, dass das Verständnis natürlichsprachiger Texte darin besteht, dass diese in prädikatenlogische Aussagen (Propositionen) umgesetzt werden („Propositionalisierung“). Die Bedeutung eines Textes ist demnach das, was mit logischen Mitteln aus solchen Propositionen abgeleitet werden kann. Der Geist denkt „mentalesisch“ sagt Pinker und meint damit, dass die geistigen Operationen „Propositionen“ betreffen. – In diesem Aufsatz zeigen wir, dass das nicht so ist, sondern dass der „Geist“ mit den Wörtern, dem Sinn und dem Nebensinn der natürlichsprachigen Begriffe operiert, insbesondere auch mit den Bildern und Gefühlen, die mit den Wörtern verbunden sind. Von einer „Propositionalisierung“ der Sprache kann unserer Meinung nach keine Rede sein.

Schlüsselwörter

Bedeutung – Ableitung – Logik – Sprache – Bild – Gefühl – Literatur – Semantik – Syntax

ABSTRACT

In cognitive psychology there is a formal theory of meaning which alleges that the meaning of a text is the set of deductions from the „propositions“ (elementary sentences) the text consists of. The basis of meaning in this tradition is the set of propositions which can be formed according to the syntactic rules of predicate calculus from the original text. And thinking is nothing else but the result of applying the production rules of formal logics to such a set of propositions. We show in this article that this is not true, but that the human mind works with the meaning and associated meaning of the concepts of natural language, especially with images and associated emotions.

Keywords

meaning – deviation – logic – language – image – emotion – literature – semantics – syntax

1 Einleitung

„Mir nämlich stellt sich die Sache so dar, als ob die Seele, wenn sie denkt, nichts anderes tut, als daß sie redet, indem sie selbst sich fragt und die Frage beantwortet und bejaht und verneint. Wenn sie aber sei es langsamer, sei es schneller vorgehend, zur Klarheit gelangt ist und, mit sich einig geworden, in ihren Behauptungen nicht mehr schwankt, dann ist sie, wie wir dies nennen, im Besitze einer Meinung. Ich nenne also das Meinen ein Reden und die Meinung ein ausgesprochenes Urteil, nur

nicht gegen andere und nicht laut, sondern leise zu sich selbst.“ (Platon 1988, Theaitetos, 289 St.f).

So charakterisiert Platon das Denken. Kurz: „Also Denken und Rede sind dasselbe“ (Platon 1988, Sophistes, 263e). Diese Auffassung vom Denken zieht sich durch die Geschichte. Wilhelm von Humboldt (1988, S. 426) stellt fest: „Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken.“ Und Lurija (1992, S. 90) meint: *„Während die vergleichsweise einfachen Formen organischer Tätigkeit ... ohne Beteiligung der Sprache ge-*

1 Wir möchten Jessica Dörner ganz herzlich für eine Fülle von Anmerkungen und Verbesserungsvorschlägen für diesen Aufsatz danken.

steuert werden können, finden die höheren psychischen Vorgänge auf der Basis sprachlicher Tätigkeit statt.“

Die 2500 Jahre alte Auffassung, dass zwischen Denken und Sprechen eine enge Beziehung bestehe, ja dass beide identisch seien, ist neuerdings unter Beschuss der Kognitionswissenschaft geraten. Die Idee, dass das Denken und Sprache dasselbe seien, nennt Pinker (1996, Seite 68) eine „konventionelle Absurdität“. Der Geist denke „mentalesisch“. Die natürliche Sprache ist nur ein Zulieferungs- und Auslieferungsorgan für das Denken; das eigentliche Denken aber hat mit der natürlichen Sprache wenig zu tun; es geschieht in einem besonderen Code, nämlich dem „Mentalesischen“. Was hat man darunter zu verstehen?

Die Aussagen der natürlichen Sprache, werden, so meint nicht nur Pinker, sondern so ist es die nahezu durchgängige Auffassung in den Kognitionswissenschaften (so Ashcraft, p. 328), umgesetzt in „Propositionen“. („Proposition based theories ... are almost universally accepted within cognitive psychology as the way to represent complex meanings“).

Propositionen sind Aussagen in einer standardisierten Form. So lautet z. B. der Satz: „Max sprühte Farbe an die Wand“ auf mentalesisch:

(1) (Max sprüh Farbe_i) verursach (Farbe_i geh (an Wand))

(s. Pinker, 1996, S. 94).

Was soll die Umsetzung des harmlosen Satzes in dieses Ungetüm? Nach Meinung von Pinker handelt es sich bei der „Proposition“ um nicht mehr und nicht weniger als die Bedeutung des ursprünglichen Satzes. Bei Uneingeweihten erregt diese Behauptung zunächst Verwunderung. Aus einem einfachen Satz wird ein kompliziertes Monstrum? Und wenn man von der Bedeutung eines Satzes spricht, so würde man doch eher erwarten, dass von einem Vorstellungsbild der Szene die Rede ist. Bedeutung heißt naiv wohl: Vorstellungsbild + Assoziationen und Erinnerungen und Gefühle; all das, was einem so zu dem Farbe an die Wand sprühenden Max in den Sinn kommt, also auch der „Nebensinn“ des Satzes („Der renoviert wohl seine Wohnung. Na, danke! Muss’ ich auch mal machen“).

Was geschieht bei der Umsetzung eines Textes in eine Proposition? Ashcraft (2007, p. 329) gibt hierfür einen Algorithmus an, der aus sechs Regeln besteht, den er (modifiziert) von Anderson (1980) übernimmt. Zunächst werden die „einfachen“ Aussagen ermittelt, aus denen der Text besteht. Das sind Aussagen, in deren Zentrum immer ein Verb (ein „Prädikat“) oder sonst ein Wort steht, das eine Relation bezeichnet. Prädikate sind Relationsangaben, sie geben an, wie Max und die

Farbe, oder die Farbe und die Wand miteinander verbunden sind. Zentrum der Aussage ist das Verb, das Prädikat, das die anderen Satzglieder zusammenbindet. – Oft verwendet man folgende Notation, die die Rolle des Prädikats deutlich kennzeichnet:

sprüh(Max, Farbe); geh(Farbe, Wand);

Hier finden wir also die Relationsangabe, samt bestimmten „slots“ (Leerstellen); in der ersten Proposition gibt es eine „wer?“ und eine „was?“ – Leerstelle, die mit „Max“ und „Farbe“ aufgefüllt wird, in der zweiten eine „wer?“ und eine „wohin?“ – Leerstelle. Beide Relationsangaben werden dann durch den Junktor (Verbinder) „verursach“ verknüpft. „verursach“ steht hier für den „wenn ... dann“ – Junktor, für die logische Implikation, oft mit dem Zeichen „→“ symbolisiert.

Die ermittelten elementaren Propositionen werden dann aufgrund der in ihnen auftauchenden gemeinsamen Elemente zu einem Gesamtgebilde verknüpft. Dabei werden dann noch einige allgemeine Angaben hinzugefügt, die die Rollen bezeichnen, welche die einzelnen Komponenten des Geschehens ausüben. Max ist in der „Agentenrolle“, die Farbe ist „Recipient“ des „Sprühens“, wird dadurch zum „Agenten“, der an die Wand „geht“. Die Wand ist „Recipient“ dieses Prozesses.

Andere Oberbegriffe können hinzugefügt werden: Max ist ein Mann. Die Wand ist ein Objekt. Die Farbe ist flüssig. So erhält man dann eine Darstellung der Gesamtbedeutung des Textes, ein semantisches Netzwerk, welches durch die Oberbegriffsangaben auch die Verknüpfungen des Geschehens mit dem Gedächtnis des Lesers zum Teil enthält.

Mit Relationsaussagen, „Propositionen“, operiert die zentrale Disziplin der modernen Logik, die Prädikatenlogik. Das ist eine Logik, die mit Beziehungen umgeht. Sie wurde von Gottlob Frege (1848 – 1925, s. z. B. Frege 1879 oder – dieselbe Arbeit in Frege 1988) entwickelt, um eine logische Sprache für die Beschreibung von Mathematik zu erhalten. Sie stellte gegenüber der alten (aristotelischen) Logik eine ungeheure Bereicherung dar und legte die Grundlagen auch z. B. für die Formulierung von Programmiersprachen für Computer.

Warum wird natürliche Sprache in die prädikatenlogische umgesetzt? Weil man damit die *Bedeutung* der Sprache erfassen zu können glaubt. Wie das? Nach der Propositionalisierung eines Textes werden die Regeln der formalen Logik anwendbar. Wenn z. B. statt des ursprünglichen Satzes „Max sprühte Farbe an die

Wand“ der Satz gegeben wäre „Max sprühte Farbe an die Wand und davon wurde die Wand feucht.“, dann könnte die prädikatenlogische Umsetzung lauten:

(2) (*Max sprüht Farbe*) verursacht (*Farbe_i geh (an Wand)*) verursacht (*Wand ist feucht*);

Daraus lässt sich gemäß der logischen Eliminationsregel ($A \rightarrow B \rightarrow C \Rightarrow (A \rightarrow C)$) ableiten:

(3) (*Max sprüht Farbe*) verursacht (*Wand ist feucht*)

also „Max macht die Wand feucht.“ in natürlicher Sprache.

Diese logische Herleitung hebt also eine „verborgene“ Beziehung ans Licht. Und darum geht es. Man kann auf diese Weise die Beziehungen zwischen den Worten, die in einem Text enthalten sind, ermitteln. Und die Bedeutung von Max als „Wandbefeuchter“ wird auf diese Weise sichtbar. Hätten Sie nun, statt einem oder zwei, 30 oder 40 Sätze, die Max und die Farbe und die Wand und Küchenschränke und den Boden und Decke und Pinsel und Max' Ehefrau, usw. usw. miteinander verknüpfen, so könnten Sie auf die oben gezeigte Weise oder mit anderen logischen Schlussregeln Hunderte von Sätzen ableiten, darunter vielleicht auch einige, die Sie überraschen würden: „Ich hätte gar nicht gedacht, dass dieser Text das bedeutet“. (= „Ich hätte gar nicht gedacht, dass *das* daraus folgt“.)

Nach Meinung von Ashcraft (2006, p. 326) handelt es sich bei der Übersetzung in die Prädikatenlogik um eine exakte Definition des vagen Begriffs „Bedeutung“. Und „Denken“ ist, so Pinker, die Operation mit solchen mentalesischen Objekten. Stimmt das?

Zunächst einmal lässt sich sagen, dass durch die Propositionalisierung eines Textes Information verloren geht. Und zwar in verschiedener Weise.

1. Die Sprache wird vergrößert. Aus „sprühte“ wird bei Pinker „sprüh“, die Flexionen, die ja Information tragen, werden entfernt, die Vergangenheit wird aus dem Verb entfernt und dies wird nur noch als eine Art von Einheitssymbol für seine Grundbedeutung verwendet. (Man könnte die Vergangenheit durchaus auch – als „Prädikatenprädikat“ (etwa „vergangen(sprüh)“) – wieder einführen, man müsste dann natürlich auch die verschiedenen Formen der Vergangenheit berücksichtigen, hier ist es das Imperfekt, aber dann würde das alles sehr kompliziert.
2. Eine weitere Form der Vergrößerung ist die Eliminierung komplizierterer grammatischer Strukturen, besonders die Eliminierung komplizierte-

rer Satzverbinder wie z. B. „obwohl“, „dennoch“, „hingegen“, „wengleich“, „derenthalben“, „deswegen“, „aber“, „zwar“, und die Eliminierung von Nebensatzanordnungen (s. Anderson 2007, S. 175). Nach der propositionalen Umsetzung bleibt nur eine Aneinanderreihung einfacher Propositionen übrig oder deren Zusammenfügung mit den gebräuchlichen logischen Junktoren „und“, „oder“, „wenn ... dann“. Die „wenn .. dann“-Relation kann dabei in verschiedenen Formen auftreten, beispielsweise als Kausalrelation („verursacht“), als Unterbegriffs – Oberbegriffsrelation („isa“, „ist ein“) oder als Ganzes – Teil –Relation („has“, „hat“).

3. Eine dritte Form der Vergrößerung ist die Verwandlung von Synonymen in Identitäten. Pinker (1996, S. 94) meint, dass die Sätze

„Max sprühte Farbe an die Wand“. – „Max besprühte die Wand mit Farbe“. – „Farbe wurde von Max auf die Wand gesprüht“. – „Die Wand wurde von Max mit Farbe besprüht“.

synonym seien, allesamt also die gleiche Bedeutung hätten, die mit der Proposition (*Max sprüht Farbe*) verursacht (*Farbe_i geh (an Wand)*) richtig beschrieben sei.

Diese Behauptung ist falsch. Wenn man diese Sätze Versuchspersonen vorlegt und sie bittet, den „nächsten“ Satz zu sagen, so folgt aus den verschiedenen Sätzen Unterschiedliches. Z. B.:

„Farbe wurde von Max auf die Wand gesprüht“. **Nicht etwa Grießbrei.**

„Max sprühte Farbe an die Wand“.

Und nicht Eugen.

„Die Wand wurde von Max mit Farbe besprüht“.

Nicht die Decke.

Usw.

Wenn die vier Max-Sätze tatsächlich das gleiche bedeuten würden, dann würden sie die gleichen Assoziationen nach sich ziehen. Das ist nicht der Fall.

Die Sprache hat ihre verschiedenen Ausdrucksformen nicht entwickelt, um dasselbe in verschiedener Weise in Worte zu fassen. Warum sollte sie das tun, wenn es nicht nötig wäre? „*Natura in causis rerum superfluis non luxuriat.*“, meinte Newton („Die Natur verschwendet sich nicht in überflüssigen Gründen.“) Die verschiedenen Ausdrucksformen entwickelten sich, um Unterschiede ausdrücken zu können, feine Unterschiede, Nuancen. Die Idee, dass die ver-

schiedenen Möglichkeiten, einen Sachverhalt zu schildern, allesamt äquivalent seien, macht aus der Reichhaltigkeit der Sprache, einen – um im Pinkerschen Tonfall zu bleiben – „absurden“ Luxus. Jeder, der auch nur schon einmal einen Zeitungsartikel gelesen hat, weiß, dass die komplizierten grammatischen Strukturen der Sprachen dieser Welt kein unnützer Luxus ist und dass die Primitivgrammatik prädikatenlogischer Propositionen keineswegs ausreicht, um differenzierte Bedeutungen darzustellen.

4. Und – und das ist fast am wichtigsten – die „Propositionalisierung“ vernachlässigt vollkommen die Tatsache, dass Sprache in hohem Maße mit *Bildern* verbunden ist. Das bemerkte schon Platon. „So erkläre dich denn auch einverstanden damit, daß noch ein anderer Werkmann in uns auftritt ... Ein Maler der nach dem Schreibe-künstler die Bilder jener Gespräche in die Seele einzeichnet“. (Platon: Philebos, 39b).

Pinker leitet aus der Tatsache, dass Menschen auch in Bildern zu denken pflegen, ab, dass Menschen, besonders wenn sie kreativ sind, *nicht* in Sprache denken, *sondern* in Bildern (Pinker 1996, S. 83).

Das ist falsch. „Sprache und Bild“ sind nicht zwei verschiedene Medien. Vielmehr hängen Bild und Sprache eng miteinander zusammen. Sprache betrifft Bilder. Wenn man von der Bedeutung eines Wortes spricht, dann ist wohl meist das damit verbundene Bild (und dessen assoziatives Umfeld) gemeint. Die Sprache ist auch ein Instrument, um neue Bilder herzustellen. Die Sprache macht die Bilder flexibel verwendbar und gestattet es, Bilder in unendlicher Vielfalt neu zu kombinieren.

„Words and other symbols knit together and give performance to nonverbal processes of thought which would otherwise be fleeting. This is particularly evident in the case of visual images. Should an aphasic possess this kind of memory in a strongly developed form, Images may still arise spontaneously and play a considerable part in his mental processes. But he cannot evoke them at will or to command, nor can he unit them to a coherent logical sequence without the help of verbal symbols. They are episodic, fleeting and transient; they arise and perish without leaving behind them any permanent or certain addition to thought. Without names we cannot record their relation in time or space, nor their essential likeness or difference“. (Head 1926, S. 525).

„Nun kann ich mir ein Bild davon machen“, sagt man, wenn man eine Erklärung verstanden hat. – Einstein meinte, dass er eher in Bildern dächte, als in Worten. Viele Bilder Einsteins sind wohlbekannt. „*Was sehe ich, wenn ich auf einem Lichtstrahl reite und mir einen Spiegel vors Gesicht halte?*“ Aber wie ist er zu der Vorstellung gekommen? Vermutlich doch, indem er mithilfe der Sprache zunächst einmal das Bild aufbaute. Das Bild kam nicht von allein. Sondern es wurde durch die Sprache hergestellt. Oder wie sonst?

Die relativ geringe Kreativität von Schimpansen lässt sich leicht dadurch erklären, dass Schimpansen nicht (grammatikalisch) sprechen können (eben diese Fähigkeit konnte bislang nicht nachgewiesen werden, s. Harley 2001, p. 59). Deshalb sammeln sich im Laufe des Lebens in einem Schimpansengehirn sehr viele Bilder an, diese Bilder können aber nicht rekombiniert werden.

Wenn ein Propositionsgefüge die Bedeutung eines Textes enthält, so doch allenfalls die implikative Bedeutung; das, was man aus einem Text ableiten kann. Die Bedeutung der einzelnen Wörter spielt bei den Ableitungen keinen Rolle: Wenn Max Farbe an die Wand sprüht, dann wird die Wand feucht. Nun aber sprüht Max Farbe an die Wand! Also wird die Wand feucht. Das ist ein Schluss entsprechend der Schlussfigur des modus ponens („Wenn A, so B.“ „Nun aber A.“ „Also B.“) Das ist ein richtiger Schluss! Das aber auch: „Wenn Max Glipf an die Forkel kirst, dann wird die Forkel glempf“. Nun kirst aber Max Glipf an die Forkel. „–“ Also wird die Forkel glempf“. Das ist richtig geschlossen, obwohl Sie gar nicht wissen, wovon die Rede ist!

Selbst aber die Darstellung der implikative Bedeutung ist nicht gewährleistet, wenn man bedenkt, dass die Umgangssprache sehr freizügig mit den Bedeutungen der Wörter umgeht. Die Bedeutungen wechseln oft im gleichen Satz. Ein Beispiel:

„Das Institut ist heute geschlossen; es macht einen Ausflug“.

Das Pronomen „es“ meint ein ganz anderes „Institut“ als das, was da leider heute geschlossen ist.

Oder, fast noch schöner:

„Sie hat das Institut vor 5 Minuten verlassen“.
 „Sie hat das Institut vor 2 Jahren verlassen“.

Diese Sätze sind identisch bis auf die Zeit, die vergangen ist, seit „verlassen“ stattfand. Die Unterschiede in den Bedeutungen der Sätze gehen aber weit über die Zeitangaben hinaus. In den beiden Sätzen bedeuten „Institut“ und „verlassen“ jeweils etwas Verschiedenes.

Wörter haben – für sich genommen – gar keine Bedeutung meint Bertrand Russell. Das ist zwar etwas stark ausgedrückt, immerhin aber haben viele Worte der natürlichen Sprache kontextabhängig verschiedene Bedeutungen. Dann aber kann das mit der Erschließung der „implikativen Bedeutung“ auch nicht funktionieren, da die Grundlage des Schließens die Konstanz der Bedeutungen (welcher immer) ist! Wenn ‚1‘ mal 1, mal 2, mal 1084 bedeutet, kann man nicht mehr schließen: $1+1=2$ (wenn ‚2‘ 2 bedeuten soll).

Nebenbei: Wenn die Sprache des Geistes, mentalesisch, so eng verwandt mit der Prädikatenlogik ist, so fragt man sich, wieso es doch den meisten Menschen einige Schwierigkeiten bereitet, den Umgang mit dieser logischen Sprache zu erlernen. Zudem fragt es sich, wieso diese logische Sprache so spät entwickelt worden ist, wenn doch notwendigerweise schon in der Steinzeit, in der die damaligen Menschen sehr wohl über eine hohe Denkfähigkeit verfügten (man sieht es zum Beispiel an ihren Werkzeugen) „mentalesisch“ gedacht wurde. Auch fragt es sich, wieso sich eine recht komplexe Grammatik entwickelt hat, die es gestattet, Sätze zu komplizierten Sätzen zusammenzufügen, wenn diese Grammatik für das Denken gar keine Rolle spielt, denn sie verschwindet ja vollkommen bei der Umsetzung von Sätzen in die Prädikatenlogik.

Kurzum: wir glauben nicht daran, dass der Geist „mentalesisch“ denkt. Und wir halten es für falsch, die Propositionalisierung eines Textes als die Explikation seiner Bedeutung anzusehen.

2 Fragestellung

In diesem Artikel werden wir zeigen, dass Menschen tatsächlich in der Alltagssprache denken und für kleinste Variationen in der Umgangssprache empfindlich sind und durch kleine sprachliche Unterschiede dazu gebracht werden können, ganz anders zu denken. Um diesen Nachweis zu führen, verwenden wir zwei verschiedene Übersetzungen von Erzählungen aus dem Russischen. Die Übersetzungen unterscheiden sich in Nuancen. „Propositional“ umgesetzt wären

sie wohl fast identisch. Die Geschichten wählten wir aus dem Werk ‚Die Reiterarmee‘ von Isaak Babel.

„Die Reiterarmee“ ist eine Sammlung von locker zusammenhängenden Kurzgeschichten, in der Isaak Babel seine Erlebnisse im sowjetisch-polnischen Krieg 1920 verarbeitet. Im Wesentlichen ist es eine Aufarbeitung seiner Tagebuchaufzeichnungen. Das Buch erschien zuerst 1924 und machte seinen Autor auf einen Schlag berühmt. Schon 1927 lag eine deutsche Übersetzung vor, die von Kurt Tucholsky in der ‚Weltbühne‘ mit großer Zustimmung rezensiert wurde. In der Sowjetunion allerdings wurde die ‚Reiterarmee‘ bald als Provokation und Falschdarstellung denunziert, die den „heldenhaften Kampf“ der ‚Roten Armee‘ gegen die Polen verzerrt darstellte. Besonders Budjonny (ab 1935 einer der fünf Marschälle der ‚Roten Armee‘), der ehemalige Kommandeur der ‚Reiterarmee‘, der ein Vertrauter Stalins war, wandte sich gegen das Werk, in dem die Reiterarmee als eine merkwürdige Mischung von Helden, habgierigen Marodeuren (die zuweilen auch wieder zu Helden wurden), Mördern, Idealisten, Plünderern, blutigen Clowns, Opportunisten und Judenschlächtern dargestellt wurde. Die „Verunglimpfung“ der ‚Reiterarmee‘ führte neben anderen „Verfehlungen“ (nämlich z. B. einer Affäre ausgerechnet mit der Gattin von Stalins „Blutzwerg“ Jeschow (er war nur 1.50 m groß!), Chef des NKWD von 1936 bis 1938 (der „Große Terror“, auch „Jeschowschtschina“ genannt, war die erste große „Säuberungsaktion“ Stalins) dazu, daß Isaak Babel im Jahre 1940 hingerichtet wurde.

Nicht nur ihrem Inhalt verdankt die ‚Reiterarmee‘ ihre Resonanz, sondern auch der eleganten, klaren, bildhaften Sprache, die oft, besonders bei Naturschilderungen, fast poetisch wird.

Für unsere Untersuchung wählten wir die beiden Geschichten ‚Der Chef der Kavalleriereserve‘ und ‚Der Übergang über den Sbrutsch‘ und zwar beide Geschichten einmal in der Übersetzung von Dmitrij Umanski (das war die erste Übersetzung ins Deutsche 1927) und zum anderen in der von Peter Urban (hier heißt die zweite Erzählung ‚Das Überschreiten des Zbruč‘).

Der Inhalt der Erzählungen ist schnell erzählt: In ‚Der Chef der Kavalleriereserve‘ geht es darum, dass ein Offizier einem Bauern „klarmacht“, dass er mit dem zwangsweise vollzogenen Austausch eines kräftigen Arbeitspferdes gegen einen abgehetzten, halbtoten Kavalleriegaul eigentlich noch fast ein gutes Geschäft macht. Es geht um die sehr charmante (und deshalb umso widerlichere) Verschleierung eines Gewaltaktes, um Betrug bzw. Diebstahl. – Andererseits: im Hinblick auf die Zwecke des Krieges, im Hinblick auf die Durchsetzung der humanistischen Ziele des Sozialismus, zählen die Leiden eines Pferdes und eines

Bauern überhaupt nichts. (Das ist wohl die „message“ dieser Erzählung: das allgemeine Glück ergibt sich aus der Summe der Vernichtung individuellen Glücks, aus dem konkreten, besten Gewissens vorgenommenen Bruch der Regeln der Moral. Kein Wunder, dass die Oberen der Sowjetunion Isaak Babel nicht sehr „mochten“ und ihn erschießen ließen.)

In der Erzählung ‚Der Übergang über den Sbrutsch‘ geht es darum, dass der Erzähler in dem ihm zugewiesenen Quartier, nachdem er sich zum Schlafen niedergelegt hat, wieder geweckt wird, weil er im Schlaf schreit und sich umherwälzt, und neben sich die übel zugerichtete Leiche eines alten Mannes vorfindet. Das ist der Vater seiner Quartierswirtin. (Und die „message“? S.o.).

Damit der Leser einen ersten Eindruck von der Art der Texte bekommt, folgt nun der jeweilige Anfang der Erzählung: ‚Der Chef der Kavalleriereserve‘ in den Übersetzungen von Umanski und Urban.

Umanski

Stöhnen erfüllt das Dorf. Die Kavallerie zerstampft das Korn. Sie wechselt die Pferde. Für ihre abgehetzten Gäule holen sich die Kavalleristen die kräftigen Pferde der Bauern, da hilft kein Fluchen. Ohne Pferde gibt es keine Armee. Aber für die Bauern ist das kein Trost. Hartnäckig drängen sie zum Stabsgebäude. Hinter sich her zerran sie am Halfter widerspenstige Mähren, die vor Schwäche straucheln. Den Bauern sind ihre Ernährer genommen, und bitterer Mut erfüllt sie. Sie wissen, daß ihr Mut nicht lange anhalten wird und wetteifern, wenn auch ohne Hoffnung, im Schmähren auf Gott, die Obrigkeit und ihr erbärmliches Los.

Urban

Stöhnen steht über dem Dorf. Die Reiterei zerstampft das Getreide und wechselt die Pferde. Im Tausch für ihre geschundenen Mähren requirieren die Kavalleristen Arbeitstiere. Das ist niemandem vorzuwerfen. Ohne Pferde keine Armee. Doch den Bauern ist von dieser Erkenntnis nicht leichter. Die Bauern scharen sich, ohne von der Stelle zu weichen, vor dem Stabsgebäude. An Stricken zerran sie die widerstrebenden, vor Schwäche strauchelnden Klepper hinter sich her. Ihrer Ernährer beraubt, ohne jede Hoffnung beeilen sich die Bauern – in einem Aufwallen bitteren Muts und wissend, daß der Mut nicht lange reichen wird – Frechheiten loszulassen gegen Obrigkeit, Gott und ihr eignes bitteres Los.

Nach der Lektüre der beiden einleitenden Absätze werden Sie wahrscheinlich der Meinung sein, das Gleiche gelesen zu haben. Und das sollte ja auch so sein, denn dies sind ja Übersetzungen desselben rus-

sischen Urtextes. Und so sollte auch eine Umsetzung der Texte in Propositionen weitgehend das gleiche Ergebnis haben und es sollten Menschen, die man diese Texte lesen lässt, weitgehend ähnlich darüber denken.

Wir werden zeigen, dass dies nicht der Fall ist.

Einen Text zu lesen bedeutet, wenn man von ganz trivialen Texten absieht, ein Problem zu lösen. Man muss den Text insgesamt verstehen, muss dazu Lücken auffüllen, Annahmen machen über das was vorausging und das was folgt. Man muss herausfinden, was die Wörter jeweils bedeuten; denn je nach Kontext können sie Verschiedenes meinen. Auch sollte man herausfinden, was der Text sagen will, was die eigentliche, verborgene Botschaft des Textes ist oder sein könnte.

Der Leser muss also ein Rätsel lösen, Unbestimmtheit beseitigen, muss Hypothesen über Bedeutungen konstruieren, sie wieder verwerfen, usw. Dies ist letztlich ein ästhetischer Prozess. Man muss die „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ herausfinden. Fechner (1925, S. 76) meint: „daß die Wohlgefälligkeit um so mehr wächst, ein je intensiveres oder deutlicheres Gefühl der Einheit sich durch eine je größere Mannigfaltigkeit durch erstreckt“. – Ästhetisches Wohlgefallen stellt sich also ein, wenn es gelingt, in einem Gebilde Gesetzmäßigkeiten syntaktischer und semantischer Art zu finden, die das gesamte Gebilde zu einer Einheit zusammenfügen. Man entdeckt entweder dass sich die Elemente eines Objektes nach einem bestimmten „Bauplan“ zu einer Einheit zusammenfügen (syntaktische Einheit) oder dass hinter dem Objekt eine bestimmte Aussage steht oder dass eben beides der Fall ist. Ästhetik bedeutet also letzten Endes die Beseitigung von Unbestimmtheit und darin liegt die Befriedigung, die ein ästhetischer Prozess ausgelöst.

3 Methode

Wir bildeten zwei Gruppen von jeweils zehn Versuchspersonen, eine Gruppe Umanski, eine Gruppe Urban. Die Versuchspersonen jeder Gruppe hatten die beiden Geschichten zu lesen und zwar immer in der Reihenfolge ‚Der Chef der Kavalleriereserve‘ – ‚Der Übergang über den Sbrutsch‘. Nach dem Lesen der Geschichte, für das sich die Versuchspersonen beliebig Zeit nehmen konnten, wurden sie zu der Geschichte interviewt. In dem Interview wurden folgende Fragen gestellt:

- Was sagen Sie zu dieser Erzählung?
- Was haben Sie für ein Gefühl nach dem Lesen?
- War der Text einfach zu verstehen oder fanden Sie ihn kompliziert?
- Wie gefielen Ihnen der Stil und die Sprache? (Beschreibungen, Metaphern, Satzbau, etc.)
- Hat Ihnen die Geschichte insgesamt gefallen?

- Was hat Ihnen an dieser Geschichte besonders gefallen?
- Was hat Ihnen missfallen?

Gewöhnlich baute sich auf diesen Fragen eine allgemeine Stellungnahme der Versuchsperson auf, bei der die Antworten auf die einzelnen Fragen ineinander übergingen. Wir werteten die Stellungnahmen der Versuchspersonen daher als Ganzes aus.

Zum Zwecke einer numerischen Auswertung der Unterschiede zwischen den beiden Gruppen, ermittelten wir alle Adjektive, Adverbien und adverbialen Bestimmungen (wir schreiben im Weiteren kurz einfach „Adjektive“) samt ihren jeweiligen Bedeutungen. – Die Adjektive allein sind oft mehrdeutig; so kann zum Beispiel „schwer“ einmal „schwierig zu lesen“, bedeuten und in einem anderen Zusammenhang, „schwere Stimmung“, „schweremütig“. Und „schwer zu lesen“ kann sich einmal auf formale Merkmale des Textes beziehen (Satzbau, Inkonsistenzen), zum anderen aber auch auf den Inhalt, der (nicht nur) zarten Gemütern nicht immer zuträglich ist.)

Nach unserer Auffassung kondensiert sich in den jeweiligen Adjektivlisten die Stimmung und der Eindruck, den die Erzählungen auf die Probanden machten, in hervorragender Weise. Wir werden das unten dokumentieren.

Wir stellten sodann die Häufigkeit bestimmter Adjektivtypen fest. So zählten wir alle bewertenden Adjektive, also zum Beispiel „schön“, „gut geschrieben“, „unelegant“, „schwer verständlich“, „nicht nachvollziehbar“, „fließend“, „toll“, „unzusammenhängend“, „blutrünstig“, usw. Die Einteilung der Adjektive in positiv bewertende, negativ bewertende, beschreibende gelang ohne Schwierigkeiten; die Interrater-Übereinstimmung zwischen den beiden Autoren betrug 100 %. Außerdem zählten wir die übrigen, (nur) beschreibenden Adjektive aus.

4 Ergebnisse

Wir finden für die Erzählung ‚Der Chef der Kavalleriereserve‘ die in der Abbildung 1 in den ersten beiden Gruppen dargestellten Häufigkeiten der positiv bewertenden (+), der negativ bewertenden (-) und der beschreibenden (b) Adjektive.

Wie man sieht, gibt es große Unterschiede zwischen den beiden Übersetzungen ‚Der Chef ...‘. (Der Unterschied zwischen den beiden Häufigkeitsverteilungen ist mit einem 2×3 Chi² – Test mit einem Chi² – Wert von 25.74 auf einem Niveau < 0.001 signifikant).

Für die Übersetzung der Erzählung von Umanski überwiegen die positiven Bewertungen die negativen, für die Übersetzung von Urban dagegen überwiegen die negativen Bewertungen die positiven.

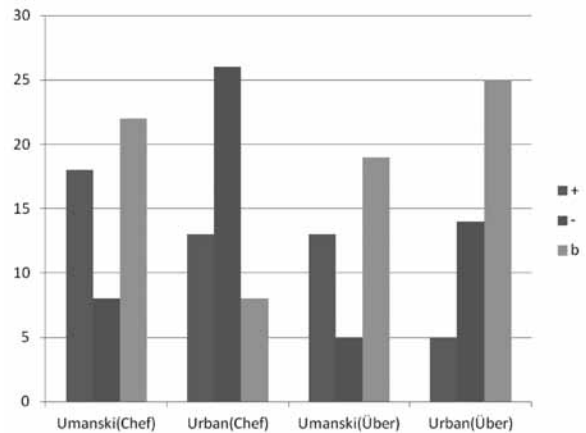


Abbildung 1: Häufigkeiten der positiven, negativen und beschreibenden Urteile für die beiden Übersetzungen und die beiden Erzählungen.

Bei der Übersetzung der Erzählung ‚Der Chef ...‘ von Umanski sind die Häufigkeiten von nur beschreibenden und bewertenden (+ und -) Angaben fast gleich (26:22); dagegen tritt die Anzahl von beschreibenden Adjektiven bei der Übersetzung von Urban deutlich zurück hinter die Anzahl der bewertenden Adjektive (39:8). Dies zeigt, dass der Text von Urban den Versuchspersonen mehr Schwierigkeiten bereitete als der Text von Umanski. Die Leser des Textes von Urban beschrieben den Inhalt des Textes in geringerem Maße. Das kann man so interpretieren, dass sie den Text in geringerem Maße verstanden. Eine Analyse der verwendeten Adjektive stützt diese Deutung:

Die Erzählung in der Übersetzung von Urban wurde eher als „unausgewogen“ angesehen; folgende Urteile findet man: „zu extrem“, „zu übertrieben“, „zu heftig“, „sehr verwirrend“, „sehr umständlich“, „unklar“, „schwer nachvollziehbar“, „nervig“, „ausgeschweifend“, „unelegant“. Nicht eine einzige derartige Kennzeichnung findet sich für die Übersetzung von Umanski.

Die Säulengruppen 3 und 4 zeigen die entsprechenden Häufigkeiten für die Erzählung ‚Der Übergang über den Sbrutsch‘.

Man sieht hier ähnliche Werte wie in den ersten beiden Säulengruppen; bei der Übersetzung von Umanski sind die positiven Bewertungen wieder stärker vertreten als die negativen, bei Urban hingegen sind die negativen Bewertungen stärker vertreten als die positiven. Der Unterschied der Verteilungen ist mit einem Chi² – Wert von 8.09 auf einem Niveau < 0.05 signifikant.

Bei ‚Umanski‘ und bei ‚Urban‘ steigt der relative Anteil der beschreibenden Adjektive von der ersten zur zweiten Erzählung an. Wahrscheinlich ist das darauf zurückzuführen, dass die Erzählung ‚Der Übergang über den Sbrutsch‘ sich inhaltlich und „drama-

tisch“ ziemlich stark unterscheidet von der Erzählung ‚Der Chef der Kavalleriereserve‘. Sie beginnt mit einer sehr poetischen Naturschilderung, die auf die meisten Leser einen positiven Eindruck macht, und endet in einem Absturz.

Wir möchten den Anfang der Erzählung hier in beiden Versionen zitieren, um einen Einblick in die Stimmung der Erzählung und die Unterschiede der beiden Übersetzungen zu vermitteln.

Umanski

Der Kommandeur der 6. Division meldete, daß Nowograd-Wolynsk im Morgengrauen eingenommen wurde. Der Stab verließ Krapiwno, und unser Troß zog lärmend die Straße zwischen Brest und Warschau entlang, die einst Nikolai I. auf Bauernknochen erbaut hatte.

Ringsum blühen Felder purpurnen Mohns, der Mittagswind spielt im grüngelben Roggen. Am Horizont erhebt sich wie die Mauer eines fernen Klosters jungfräulicher Weizen. Das stille Wolynien windet sich dahin, Wolynien weicht vor uns zurück in den perlmuttergrauen Nebel zwischen den Birkenwäldern, kriecht die blumenübersäten Hänge hinan und verfängt sich mit kraftlosen Armen im Gerank des Hopfens. Die orangefarbene Sonne rollt wie ein abgehackter Kopf den Himmel entlang, aus den Wolkenschluchten flimmert zartes Licht, über unseren Köpfen wehen die Standarten des Sonnenunterganges, in die abendliche Kühle tropft der Geruch des am Vortage vergossenen Blutes und getöteter Pferde.

Der dunkle Sbrutsch rauscht und knüpft die schäumenden Knoten seiner Wasserwirbel. Die Brücken sind zerstört, und wir setzen an einer Furt über den Fluß. Auf den Wellen liegt der majestätische Mond.

Die Pferde versinken bis zum Rücken im Wasser, und plätschernd rieselt der Fluß zwischen Hunderten von Pferdebeinen hindurch. Einer, im Wasser strampelnd, verflucht gell die Mutter Gottes. Der Fluß ist mit den schwarzen Flecken der Wagen besät, er ist voll Lärm, Gepfeife und Liedern, die über den flimmernden Schlangen des Mondlichts und den blinkenden Mulden der Wellen aufsteigen.

Urban

Divkom 6 verlas die Meldung, Novograd-Volynsk sei heute bei Morgengrauen genommen worden. Der Stab rückte aus Krapiwno ab, und unser Tross zog als polternde Nachhut über die Chaussee, die unverwelkliche Chaussee, die von Brest nach Warschau führt und die auf Bauernknochen gebaut wurde durch Nikolaus den Ersten.

Felder purpurroten Mohns blühen ringsum, der Mittagswind spielt im reifenden Roggen, jung-

fräulicher Buchweizen steht auf am Horizont, wie die Mauer eines fernen Klosters. Das stille Wolynien windet sich, Wolynien verschwindet vor uns in den perlgrauen Nebel der Birkenwälder, es kriecht die blumenbestandenen Anhöhen hinauf und verfängt sich mit geschwächten Armen in den Hopfenreben. Die orangefarbene Sonne rollt über den Himmel, wie ein abgehackter Kopf, zärtliches Licht entbrennt an den Wolkenschluchten, und die Standarten des Sonnenunterganges wehen über unseren Köpfen. Der Geruch vom gestrigen Blut und getöteten Pferden tropft in die Abendkühle.

Schwarz rauscht der Zbruč und schürzt die schäumenden Knoten seiner Untiefen. Die Brücken sind zerstört, wir überschreiten den Fluß an einer Furt. Auf den Wellen liegt majestätisch der Mond.

Die Pferde verschwinden bis zum Rücken im Wasser; gurgelnde Bäche plätschern zwischen Hunderten von Pferdebeinen. Jemand geht unter und lästert laut die Gottesmutter. Der Fluß ist übersät mit den schwarzen Quadraten der Wagen, er ist erfüllt von Stimmengewirr, von Pfiffen und Liedern, die über die Mondschnangen und glitzernden Mulden hinweg dröhnen.

Betrachtet man die Adjektive im Einzelnen, so fallen noch mehr Unterschiede zwischen „Umanski“ und „Urban“ auf:

1. Die Umanski-Leser scheinen den Text „emotionaler“ aufzufassen. Man findet bei ihnen viel mehr emotionale Charakterisierungen der Erzählungen. Sie finden z. B. den Text ‚Der Chef...‘ „traurig“, „schlimm“, „gefühlvoll“, „unangenehm“, „schrecklich“, „düster“. Für den gleichen Text von Urban finden die Leser solche Charakterisierungen nicht, nicht in einem einzigen Fall. Sie urteilen anders, nämlich so: „zu extrem“, „zu übertrieben“, „zu heftig“, „zu überladen“, „blutrünstig“. Für die Umanski-Leser sind also die düsteren Gefühle einfach angemessen für die Beschreibung des Geschehens. Für die Urban-Leser hingegen sind die Gefühle ausnahmslos zu grell, unangemessen.
2. Die Umanski-Leser finden relativ oft in den Texten eine allgemeine Aussage, einen Sinn des Textes. Sie sagen der Text sei „sinnvoll“, „interessant“, „verschlüsselt“, „erstaunlich“, „tiefgehend“. Dahingegen fehlen bei den Urban-Lesern Hinweise auf eine übergreifende Botschaft fast ganz. Im Gegenteil, die Urban-Leser nennen den Text schwerpunktmäßig „nicht faszinierend“, „nicht aufregend“, „weniger interessant“, „nicht interessant“, „nicht anspruchsvoll“, „schwer verständlich“, „schwer nachvollziehbar“ und nur in Einzelfällen, jeweils einmal, „faszinierend“ und „ausdrucksstark“.

Es zeigt sich also, dass die Umanski-Leser die Texte anders auffassen als die Urban-Leser. Für die Umanski-Leser sind die Texte eher nachvollziehbar, verständlich, bilden eine argumentative Einheit und enthalten eine Aussage. Für die Urban-Leser ist der Text schwer verständlich, „abgehackt“, bildet also keine argumentative Einheit und lässt die klare Aussage vermissen.

5 Interpretation

Die Lösung des ästhetischen Problems fällt offensichtlich bei dem Umanskitext leichter als bei dem Urbantext. Warum ist das so?

Wie kommt es, dass zwei Übersetzungen, die den gleichen Text aus dem Russischen ins Deutsche übertragen, und die beim Überfliegen fast gleich aussehen, also die gleichen Grundaussagen zu enthalten scheinen, so unterschiedlich verstanden und bewertet werden?

Unserer Meinung nach hat das im Wesentlichen zwei Gründe:

1. Urban wählt aus mehreren Synonymen oder bedeutungsähnlichen Wendungen das / die schlechter passende. Es geht dabei nicht (oder allenfalls in einem Fall, s. u.) um falsche Übersetzungen,

sondern um subtilere Unterschiede, die mehr im Nebensinn der Worte oder Aussagen liegen. Die Synonyme passen einfach schlechter zum Kontext. Das könnte etwas damit zu tun haben, dass Umanski historisch näher bei den Ereignissen war und sich sachlich mit den Umständen besser auskannte und auf diese Weise kontextgetreuer übersetzen konnte.

2. Meist hält sich Urban sehr genau an den russischen Satzbau. Daraus ergeben sich dann im Deutschen zwar keine Fehler; der Text wirkt aber oft „holperig“ und stockend; „abgehackt“ sagen die Versuchspersonen (s. Beispiel 10 in Tabelle 1). Umanski dagegen verfährt freier mit der Syntax, nimmt lange Sätze auseinander oder fügt auch kurze Sätze zu längeren zusammen, je nachdem, wie es die Bedeutung erfordert. Die „propositionale“ Struktur, also die Struktur, die sich ergibt, wenn man die entsprechenden Texte in elementare prädikatenlogische Aussagen zerlegt, bleibt dabei bei beiden Texten jeweils gleich.

Wir zählen in Tabelle 1 einige Beispiele auf.

Alle Beispiele der Tabelle 1, bis auf Nr. 9, entstammen den vier Textzitate in den Rahmen, die ersten vier Beispiele betreffen den Text ‚Der Chef der Kavalleriereserve‘, die nächsten fünf betreffen den Text

Tabelle 1:

Nr.	Umanski	Urban
1.	Stöhnen erfüllt das Dorf	Stöhnen steht über dem Dorf
2.	Kavallerie	Reiterei
3.	Korn	Getreide
4.	Hartnäckig drängen sie zum Stabsgebäude.	Die Bauern scharen sich, ohne von der Stelle zu weichen, vor dem Stabsgebäude.
5.	Das stille Wolhynien windet sich dahin	Das stille Wolynien windet sich
6.	sich erheben	aufstehen
7.	im Wasser strampeln	untergehen
8.	... Lärm, Gepfeife und Liedern, die über den flimmernden Schlangen des Mondlichts und den blinkenden Mulden der Wellen aufsteigen.	... von Pfiffen und Liedern, die über die Mondschnagen und glitzernden Mulden hinweg dröhnen
9.	Vor dem Fenster	Unter dem Fenster
10.	Er streckt seine prächtigen, bis an die Knie in Riemen geschnürten Beine und tritt stolz und elastisch, wie in der Manege, dicht an das sterbende Tier.	In den schönen Beinen federnd, die um die Knie mit Riemchen geschnürt waren, hochaufgeschossen und gewandt, wie auf der Bühne, bewegte er sich auf das verendende Tier zu.

„Der Übergang über den Sbrutsch“. Wir gehen diese Beispiele nun durch:

1. Die beiden Sätzen „Stöhnen steht über dem Dorf“ und „Stöhnen erfüllt das Dorf“ sind Synonyme. Aber der Urbantext macht mehr Schwierigkeiten, als der Umanski Text. Dass Stöhnen „stehen“ kann, muss man erst einmal einsehen und dann noch in der Luft, über dem Dorf.
2. „Die Reiterei zerstampft das Getreide“ übersetzt Urban; „Die Kavallerie zerstampft das Korn“ übersetzt Umanski. Wiederum ist die unmittelbare Bedeutung die gleiche, aber Kavallerie und Reiterei, obwohl Synonyme, haben für viele einen verschiedenen Nebensinn. Reiterei und Kavallerie heißt: Soldaten auf Pferden, die beiden Begriffe bedeuten aber nicht (für jeden) das gleiche. So ist Reiterei eher etwas altmodisches, betuliches, mittelalterliches, Ritter mit Lanzen. Kavallerie aber ist etwas Bedrohlicheres, besonders die Budjonny'sche Kavallerie des Polenkrieges 1920 mit ihren pferdegezogenen Maschinengewehrkarren. Das ist etwas sehr Gefährliches, Brutales. Keine „Reiterei“. Natürlich ist diese Verschiedenheit in der Bedeutung bei verschiedenen Personen in verschiedenem Ausmaß vorhanden; Geschichtskundige und solche, die sich militärisch auskennen, empfinden diese Unterschiede eher als Personen, die in diesen Bereichen nicht so bewandert sind.
3. „Die Reiterei zerstampft das Getreide“ bzw. „Die Kavallerie zerstampft das Korn“: Die Bedeutung von Getreide und Korn ist die gleiche; es handelt sich um grasähnliche Pflanzen mit dicken Körnern. Aber wieder ist der Nebensinn verschieden. Bei Getreide denke ich an Silos in Häfen, bei Korn an Körner in einer Handmühle. Das letzte Bild passt besser in das Umfeld der ‚Reiterarmee‘. „Korn“ ist ursprünglich eine Metapher. Aber eine sehr konventionelle, die ihren metaphorischen Charakter längst verloren hat. (Auf Russisch steht an dieser Stelle übrigens „die Kavallerie zerstampft das Brot“; „Brot“ ist eine noch aussagekräftigere Metapher als „Korn“. Aber im Deutschen ist diese Metapher nicht geläufig.)
4. „Bauern scharen sich“ bei Urban: „sich scharen“ bedeutet eine Schar bilden; das impliziert die Vorstellung einer Bewegung zur Mitte hin. Das aber ist inkompatibel mit der Behauptung, dass „die Bauern nicht von der Stelle weichen“. – „Hartnäckig“ ist weniger umständlich, als „ohne von der Stelle zu weichen“.
5. „Das stille Wolynien windet sich“ bei Urban. Ein Wurm windet sich, wenn man auf ihn tritt. Diese Assoziation tritt nicht ein, wenn man, wie Umanski, übersetzt: „Das stille Wolhynien windet sich dahin“.
6. „Jungfräulicher Buchweizen steht auf am Horizont“ übersetzt Urban; bei Umanski *erhebt* sich der Buchweizen. Aufstehen und sich erheben sind wohl Synonyme, dennoch hat man, wenn man von dem „aufstehenden Buchweizen“ erfährt, die merkwürdige Assoziation, daß er bis grade eben geschlafen hat. „Am Horizont stehen die Alpen auf“ klingt merkwürdig; gegen „am Horizont erheben sich die Alpen“ hat man keine Einwände.
7. „Jemand geht unter und lästert laut die Gottesmutter“ übersetzt Urban und man fragt sich, wie der das denn schafft, daß er unter Wasser die Gottesmutter verflucht und wie man das denn überhaupt hören kann. Daß aber einer, der im Wasser strampelnd, weil aus dem Wagen gefallen oder aus dem Sattel gerutscht, die Gottesmutter verflucht, sieht man ein.
8. Daß Pfiffe und Lieder über den Sbrutsch *dröhnen*, wie Urban übersetzt, erscheint zu stark, denn hier handelt es nicht um den Gesang marschierender Kolonnen, sondern die Lautgebungen einzelner übermütiger Soldaten. Dröhnen paßt also nicht. – Urban übersetzt „Pfiffe“, Umanski „Gepfeife“. Das ist auch wieder ein Unterschied zwischen „Synonymen“. „Pfiff“ bedeutet etwas einzelnes, einen einzelnen kurzen, schrillen Ton. „Gepfeife“ aber bedeutet, daß die Soldaten Melodien pfeifen und das ist etwas anderes als ein Pfiff und paßt viel besser zu der Situation des übermütigen Überganges über den Fluß.
9. Urban übersetzt in den letzten Zeilen der Erzählung ‚Der Übergang über den Sbrutsch‘, daß der Mond *unter* dem Fenster einher irrt; er übersetzt (russ.) „pod“ mit „unter“; das ist in der Tat die Hauptbedeutung von „pod“. Man kann „pod“ aber auch mit „davor“, „nahe bei“ (gemäß Langenscheidts Taschenwörterbuch der russischen Sprache, 1959, S. 305) übersetzen und das ist hier wohl besser, weil die Übersetzung „unter“ die Frage aufwirft, wie der Betrachter den Mond denn so genau sehen kann, wenn der sich *unter* dem Fenster befindet und der Betrachter *dahinter*.
10. Hier ist die Urbanübersetzung wortgetreu; Umanski aber stellt den Satz um, sodaß er sich – auf deutsch – viel besser liest. Was sich auf russisch elegant liest, ist nicht notwendigerweise auch auf deutsch elegant. – ‚Manege‘ ist auch besser als ‚Bühne‘, denn der Chef der Kavalleriereserve war früher Zirkusreiter.

Diese zehn Beispiele sollen beleuchten, welche Typen von Unterschieden in den beiden Texten auftreten. Es gibt viel mehr Beispiele. Insgesamt stößt der Urbanleser auf mehr Hindernisse als der Umanskileser, nämlich

- auf Textstellen, die auf den ersten Blick unklar sind und oft auch unklar bleiben (neue Metaphern, „schiefe“ Metaphern),
- auf Worte, die aufgrund ihres spezifischen Nebensinns nicht recht passen („Reiterei“, „Getreide“),
- auf Worte, deren Hauptbedeutung nicht ganz passt („dröhnen“, „unter dem Fenster“, „Pfliffe“, „Bühne“),
- auf nicht ganz passende Bilder („sich winden“, „geht unter“)
- auf stockenden Gedankenfluss durch eine holperige Grammatik.

Wir glauben nicht, dass diese Inkonsistenzen beim Lesen bewusst werden (dann hätten unsere Versuchspersonen sie benannt); eher bleiben sie unbewusst; sie führen in ihrer Addition aber zu einem vagen Gefühl des Unbehagens, das dann die Urbanleser in höherem Maße als die Umanskileser zu negativen Urteilen über die Verständlichkeit des Textes, den Textfluss, die Nachvollziehbarkeit des Textes usw. veranlassen und generell auch zu negativen ästhetischen Urteilen führen.

Wir haben also Gründe dafür, anzunehmen, dass die Schwierigkeiten, die die Umanskileser mit dem Text haben, auf die oftmals sehr feinen Unterschiede in den Bedeutungen der Worte zurückzuführen sind. Was sagt das nun über die „Bedeutungstheorie“ des Mentalesischen?

Die Umsetzung von Texten in die Sprache der Prädikatenlogik ermöglicht es, die implikative Bedeutung eines Textes zu ermitteln, also das, was alles daraus folgt. Diese Bedeutung kann man ermitteln, indem man logische Schlusschemata, Ableitungsregeln, auf die prädikatenlogischen Propositionen anwendet. Die implikative Bedeutung aber hat mit der Bedeutung der *Worte* gar nichts zu tun; die Worte stehen bei solchen Operationen nur noch für verschiedene Zeichen.

Das macht verständlich, warum die „Propositionalisten“ so „großzügig“ mit Synonymen umgehen. (siehe die „Max-Sätze“). Natürlich können Sätze die gleiche Bedeutung haben hinsichtlich der Beschreibung eines bestimmten Sachverhaltes. „Stöhnen steht über dem Dorf“ bedeutet im Hinblick auf die Beziehung von „Stöhnen“ und „Dorf“ das gleiche wie „über dem Dorf steht Stöhnen“. Aber die Bedeutung der beiden Sätze ist im Ganzen eben doch verschieden.

Bei dem Satz „Das stille Wolynien windet sich“ wird vom Leser verlangt, dass er die Bedeutung von „sich winden“ modifiziert. Denn natürlich kann sich eine Landschaft nicht winden. Auch der Weg durch eine Landschaft nicht, aber in der Verfolgung des Weges windet sich die eigene Bewegung. Und natürlich ist das gemeint, wird aber nicht gesagt. Deshalb ist der Zusatz „dahin“, den Umanski macht, wichtig für

die Lesbarkeit des Textes. Er indiziert die Bewegung durch die Landschaft.

Die Umanskileser werden offensichtlich weniger durch unpassende Worte, unpassende Satzbau, unklare Gedankenführung bei der Erfassung des Textes gestört werden, als die Urbanleser. Das aber spricht dafür, dass weder die Umanskileser, noch die Urbanleser den Text „propositionalisieren“. Vielmehr scheinen sie mit der ursprünglichen Sprache umzugehen, natürlich mit den vorgegebenen Sätzen, mit den ursprünglichen Worten samt deren Bedeutung und besonders ihrem Nebensinn und auch mit den (passenden oder unpassenden) Bildern, die die Worte hervorrufen.

Unsere Versuchspersonen denken also nicht „mentalesisch“ und die Einheit von Denken und Sprache ist für sie keineswegs eine „konventionelle Absurdität“, sondern eine Tatsache.

Was besagt nun dieser Artikel?

Er besagt, dass in dem von uns untersuchten Fall von einer Propositionalisierung als Verständnis der Bedeutung eines Textes kaum die Rede sein kann. Wir finden kein Indiz dafür, dass Menschen mentalesisch denken. Vielmehr reagieren sie auf kleinste Bedeutungsunterschiede der Wörter der Umgangssprache. Die Idee, dass von einem erzählten oder gelesenen Text nur die grobe Relationsstruktur im Gedächtnis überlebt (Ashcraft 2007, p. 322), scheint uns ein Irrtum zu sein. Das kommt darauf an, was man liest und wie man liest. Wenn man etwas liest, was interessant ist, dann behält man u. U. mehr im Gedächtnis als man gelesen hat – da man während des Lesens ans Denken gerät. Desgleichen scheint es uns ein Irrtum zu sein, dass Denken in Bildern und das Denken in Sprache voneinander zu trennen.

Dieser Artikel besagt nicht und soll nicht besagen, dass eine Formalisierung des Verstehensprozesses oder der Bedeutungen unmöglich sei. Wir sind durchaus der Meinung, dass man die Bedeutung eines Wortes oder auch eines Textes formal darstellen kann und auch den Prozess des Verständnisses. Eine solche Formalisierung muss aber viel weiter greifen als die Propositionalisierung.

Sicherlich stehen wir mehr auf der Seite von Platon als auf der von Pinker. Wenn man aber Denken weitgehend mit Sprechen gleichsetzt, sollte man einige zusätzliche Anmerkungen machen, da sonst diese Auffassung leicht missverstanden wird. Wenn Denken gleich Sprechen ist, dann bedeutet das nicht, dass alles Denken auch bewusst ist, denn Sprechen geht weitgehend auch unbewusst; die grammatischen Regeln zum Beispiel werden meist unbewusst verwendet. Auch meinen wir, dass das „Gespräch der Seele mit sich selbst“ auch außersprachliche Prozesse anstoßen

kann, dass also Denken – wenn man so will – nicht sprachliche Elemente aufweisen oder aber sie anstoßen kann. In diesem Zusammenhang fallen uns die Ordnungsfindungen ein, die man erleben kann, wenn man eine Sache intensiv „bespricht“ und dann liegen lässt. Dann zeigten sich oft nach einiger Zeit, dass die besprochenen Sachverhalte sich nach einer Inkubationszeit „von selbst“ ordnen, vielleicht oft durch Analogieschlüsse (s. Dreistadt 1969). Wie das genau geht, weiß wohl bislang niemand. Auf alle Fälle ist die gefundene Ordnung kein Produkt eines beobachtbaren „Gesprächs der Seele mit sich selbst“, käme aber andererseits ohne die intensive „vorlaufende Besprechung“ nicht zustande.

Auf jeden Fall muss man betonen, dass die Erzeugung von Bildern und Bildkombinationen eine große Rolle spielt und die Assoziationsflut, die durch Bilder ausgelöst wird, erscheint uns keineswegs nur sprachlicher Art. Die eine der beiden Geschichten, deren Verständnis wir studierten, nämlich die Erzählung „Der Übergang über den Sbrutsch“ „spielt“ mit der Heiterkeit eines Sommertages und -abends nach einem Sieg und dem schrecklichen Geschehen in der Nacht, mit dem Gegensatz der Bilder und der damit verbundenen Gefühle.

Aber: das ist eben auch kein rein bildhaftes Geschehen, sondern diese Bilder werden durch Sprache erzeugt!

Literatur

- Anderson, J. R. (1980): *Cognitive Psychology and its Implications*. San Francisco: Freeman.
- Anderson, J. R. (2007): *Kognitive Psychologie. Eine Einführung* (6. Auflage). Spektrum-Verlag: Heidelberg.
- Ashcraft, Mark. H. (2006): *Cognition* (4. ed.). Upper Saddle River, New Jersey: Pearson International Edition.
- Babel, Isaak (1994): *Die Reiterarmee* (aus dem Russischen übersetzt von Peter Urban). Berlin: Friedener Presse.
- Babel, Isaak (1995 [1927]): *Die Reiterarmee* (aus dem Russischen übersetzt von Dmitrij Umanski). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Dreistadt, R. (1969): The Use of Analogies and Incubation in Obtaining Insights in Creative Problem Solving. *Journal of Psychology*, 71, 158-175.
- Fechner, G. Th. (1925): *Vorschule der Ästhetik*. Leipzig: Breitkopf & Härtel.
- Frege, G. (1879): *Begriffsschrift – Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens*. Halle/Saale: Louis Nebert.
- Frege, G. (1988): *Die Begriffsschrift und andere Aufsätze*. Basel: Olms.
- Harley, T. A. (2001): *The Psychology of Language – From Data to Theory* (2. ed.). Hove, East Sussex: Psychology Press.
- Head, H. (1963 [1926]): *Aphasia and Kindred Disorders of Speech*. Vol. I. New York, London: Hafner.
- Humboldt, W. von (1988): *Schriften III – Zur Sprachphilosophie* (6. Auflage). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Lurija, A. (1992): *Das Gehirn in Aktion*. Rowohlt: Reinbek.
- Pinker, S. (1998): *Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet*. Droemer-Knaur: Düsseldorf.
- Platon: Philebos. In: Eigler, Gunther (Hrsg) (1988): *Platon – Werke in acht Bänden*, Griechisch und Deutsch, Band 7, S. 256-445. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Platon: Sophistes. In: Eigler, Gunther (Hrsg) (1988): *Platon – Werke in acht Bänden*, Griechisch und Deutsch, Band 6, S. 220-401. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Platon: Theaitetos. In: Eigler, Gunther (Hrsg) (1988): *Platon – Werke in acht Bänden*, Griechisch und Deutsch, Band 6, S. 2-217. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Korrespondenz-Adresse:
 Prof. Dr. Dietrich Dörner
 Otto-Friedrich-Universität Bamberg
 Institut für Theoretische Psychologie
 Markusplatz 3
 D-96047 Bamberg
 dietrich.doerner@uni-bamberg.de